

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 5

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

21. 10. 34. In einem guten Roman reden die Menschen nicht so, wie sie in Wirklichkeit sprechen, sondern so, wie sie reden würden, wenn sie die Fähigkeit hätten, ihre Empfindungen und Gedanken mit den richtigen Worten auszudrücken. Diese Fähigkeit macht den Dichter und gibt ihm seine Funktion in der menschlichen Gesellschaft.

(Wird fortgesetzt)

KLEINE RUNDSCHAU

Welsche Zeitschriften

II

Les cahiers protestants

La Concorde, Lausanne; Redaktion: Charles Béguin, Auvernier.

Die „Cahiers Protestants“ sind zweifellos die altherwürdigste dieser Veröffentlichungen. Sie sind — wenn auch noch nicht unter dem heutigen Namen — vor 25 Jahren entstanden zusammen mit den bekannten „Camps“, die jährlich mehrmals in Vaumarcus am Neuenburgersee stattfinden. Junge Menschen versuchen dort in Zeltlagern ernsthafte und aktive Christen zu werden; unlängst zeigte Dorette Berthoud in ihrem vielgelesenen Buche „Vivre comme on pense“, welche wichtige Rolle Vaumarcus im protestantischen Geistesleben der Westschweiz spielt.

Aus einem Organ der Teilnehmer an diesen Lagern sind dann die Cahiers Protestants zu „dem“ Organ der welschen protestantischen Kirche überhaupt geworden. Sie sind die einzige Zeitschrift, welche zum Beispiel eine in kirchlichen Kreisen so rückhaltlos verehrte, beherrschende und verbindende Figur wie René Guisan unter ihre regelmässigen Mitarbeiter gezählt hat.

Heute besteht der Inhalt der Cahiers Protestants hauptsächlich aus Diskussion über das Glaubensbekenntnis, das Wesen der Kirche, Kirche und Staat, Kirche und Laien. Das letzte Heft war ganz der Situation der einzelnen welschen Kirchen gewidmet (kantons- und regionenweise); es brachte zudem Teile eines Vortrags von Professor Emil Brunner in französischer Uebersetzung. Im Ganzen erscheinen die Artikel umso interessanter, je konkreter das Thema ist. Wenn Louis Meylan, Rektor der Lausanner Töcherschule, mit viel Verve zeigt, dass „nationale Erziehung“ und „schweizerische Schule“ für die Welschen zuerst einmal bedeutet: gut deutsch lernen — wenn ein Geschichtsprofessor der Universität Lausanne, David Lasserre, ein kleines Ereignis der alten Schweizergeschichte hervorholt und deutet — dann sagt das uns natürlich mehr als die grossen Dissertationen über die Freiheit

oder über das persönliche Nachleben nach dem Tode. Der Artikel von Lasserre ist denn auch hier in der „Rundschau“ in deutscher Uebersetzung wiederaufgenommen worden (Dezember 1940).

Albert Picot, der Genfer Kantonsrat, zeigte in einem der letzten Hefte die ausgesprochen moralische Tendenz aller bedeutenden Köpfe der Westschweiz. Wir haben da keine Männer, deren Grösse nicht auf wesentliche Art im moralischen Gebiet läge. Alle sind sie „Streiter fürs Gute“, von den Reformatoren bis zu Alexandre Vinet, welchem Pascal das Liebste war an der französischen Literatur. Vor einem Jahr hat Professor Th. Spoerri in den Cahiers Protestants einen ähnlichen Ton angeschlagen: in einem Ueberblick zeigte er, wie das welsche Schrifttum immer wieder zurückkommt auf diese Suche nach dem Guten in der Form der Selbstkritik und des skrupulösen „examen de conscience“. Die Cahiers Protestants sind überaus charakteristisch für diesen Geisteszug. Hier wird sie immer wieder aufgenommen, diese Erforschung des Gewissens, in tiefem Bewusstsein der Tradition — und es ist erstaunlich, zu sehen, welch allgemeine und uneingeschränkte Achtung dieser unermüdlichen Anstrengung von aussen her gezollt wird. Während das Laienpublikum anderswo von einer ähnlichen Zeitschrift kaum anders als mit Distanz und Ablehnung sprechen wird, ist beim gebildeten Welschen sofort der — wenn auch vielleicht ganz platonische — Respekt vor den Cahiers Protestants erkennbar. Wir sind in einer Gegend, wo das Gewissen, aber auch jede Theorie darüber, jede Diskussion darüber, ernst genommen wird.

Suisse contemporaine

La Concorde, Lausanne; Direktor: René Bovard, Lausanne.

Ein Lob gehört dieser jüngsten aller Monatszeitschriften: sie erscheint wirklich monatlich, mit grosser Regelmässigkeit. Dieses Lob ist weniger banal, als es tönt: wer die Nöte einer Redaktionsstube kennt, weiss, mit welcher Summe von Disziplin solche „Regelmässigkeit“ erkaufte sein will. Vielleicht steht diese Disziplin auch damit im Zusammenhang, dass der Direktor deutschschweizerischen Einschlag aufweist...

„Présence“ hiess der Artikel, in welchem René Bovard die Gründung seiner Zeitschrift ankündigte. Und so soll denn hier das Aktuellste, das Ringen des Geistes mit den Problemen der allerletzten Gegenwart und der Zukunft gezeigt werden. Die allgemein-spekulative Diskussion der Cahiers Protestants wird also erneut aufgenommen, nur diesmal nicht mehr auf der Grundlage eines bestimmten Glaubens, sondern auf „humanistischer“ Grundlage; wird auf eine Tradition zurückgegriffen, dann weniger auf die christliche als auf die antike.

Zugleich spielen die Probleme heutiger Politik eine viel entscheidendere Rolle als in den Cahiers Protestants. Hier wird nicht nur die alte Frage behandelt, ob wir „anders werden sollen oder bleiben, wie

wir sind", sondern auch die Frage der Parteien, des Mehranbaus, der Berufsorganisation, die Frage „sieben oder neun", Fragen des Völkerrechts.

Die „Weite" ist sicher das Charakteristische an diesen Heften. Sie könnten ebensogut anderswo, etwa in Frankreich, geschrieben sein. Ein internationaler Idealismus bildet ihren Grundton: durch Förderung der „reinen Menschlichkeit", durch freies Denken, durch Befreiung von allen Vorurteilen und falschen Fesseln des Geistes, mit einem Wort durch Aufklärung schreitet die Menschheit vorwärts. Die Abkehr vom Geiste wird beklagt, oft so bitter beklagt, dass kein Ausweg mehr zu bestehen scheint — aber auf jeden Fall wird mit keinem andern Ausweg gerechnet als mit diesem „Fortschritt zur Menschlichkeit" durch allgemeine Bildung — und es wird auch immer wieder, „trotz allem", an diesen Fortschritt geglaubt.

Diese Einstellung gibt der Zeitschrift einen ausgesprochen abstrakten Charakter. Lange Abhandlungen erscheinen in mehreren Teilen; grosses Gewicht liegt auf dem „zweiten Teil" jedes Heftes, wo der Leser im Chronikstil über Politik, Wissenschaft, Literatur informiert wird.

Einer der wichtigsten Aufsätze war die Arbeit des Lausanner Universitätsprofessors Miéville über den Zusammenhang zwischen platonischer und totalitärer Staatsauffassung. Seine Schlussfolgerung ist „gemischt": der platonische Staat ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Person; aber als „Weltanschauungsstaat" spannt er die Person in ein vorausbestimmtes System ein und nimmt ihr so die geistige Freiheit. So interessant nun diese Folgerung sein mag — wer sie auf den schwierigen und sehr langen Pfaden erreicht hat, welche der Gelehrte uns führt, kann sich einer leisen Unruhe nicht verschliessen: wozu diese Abhandlung? Wozu führt nun diese Klärung der Ideen? „Etre largement humain", wie Bovard sagt — alles vorurteilslos miteinander vergleichen, abwägen, prüfen; aber wenn dann dieser allseitig verglichene, scharf geprüfte und fein analysierte Geist einfach entschwebt, wenn er sich mit der Gloriole der Abstraktheit genug tut — wo bleibt da der Nutzen?

Daniel Simond, der auch bei den Cahiers Protestants mitarbeitet, schrieb sehr treffend über die heutigen welschen Dichter, welche sich fast alle in das Reich der Einbildung oder der Geschichte flüchten: „Zu viele gefielen sich darin, sich im faden Reich der Illusion eine eingebildete Haltung zurechtzulegen." Wenn aber in einem andern Heft von Suisse Contemporaine jemand seine Ueberzeugung kundtut, dass die beste Grundlage, welche man für die Neuordnung der Welt wählen könne, unstrittig das neuplatonische Gedankengut sei — gehört das nicht ins „Reich der Illusion"? Wird man diesen klug und gescheit auswählenden Denker wirklich fragen?

Es ist seltsam, zu spüren, wie die meisten dieser Artikel von Einsamkeit umweht sind. Suisse Contemporaine bedeutet eine einzige, grosse Anstrengung, gegen die „Zerstreuung", die Kontaktlosigkeit der denken-

den Menschen unter sich anzukämpfen. Aber dabei ist der Stil der Beiträge oft so umständlich und kompliziert, so aller Herzensfreude bar, dass man keinen Kontakt mehr spürt, sondern nur noch das grosse Alleinsein des Verfassers...

Es wäre jedoch verfehlt, einer solch konzentrierten Anstrengung wie der letzten Nummer von *Suisse Contemporaine*, Doppelheft zum 1. August 1941, die Anerkennung zu versagen. Schon Ramuz schafft eine ganze Atmosphäre mit seiner typischen Beschreibung des Genfersees, dieser „toute petite Méditerranée“... Eric de Montmollin vertritt in bemerkenswert einfachem Stil einen Idealismus christlicher Prägung, der weitschauend und oft packend wirkt. Das Urner Tellenspiel in französischer Uebersetzung von Charly Clerc entspricht dem Bedürfnis des Augenblicks, und die immer sehr vollständigen „Chroniken“ runden das Heft zu einem eigentlichen Konzentrat westschweizerischen Geistes. Wir möchten dabei besonders die „Chronique scientifique“ hervorheben: sie wird von R. Matthey meisterhaft verwaltet, fast immer voller Anregung auch für den Laien — so diesmal in der mit soviel Liebe geschriebenen „Biographie einer Biene“.

So erweckt gerade diese Augustnummer grosse Zukunftshoffnungen für *Suisse Contemporaine*.

Vie, art et cité

*Imprimerie Centrale, Lausanne; Redaktion: Jean Ellenberger, Genf
und Jean-Jacques Mennet, Lausanne, Architekten*

Aus dem Reichtum dieser Zeitschrift können wir nur Beispiele herausgreifen. Und der Geist ist hier so einheitlich, die Problemstellung so klar, dass wirklich jede Nummer und fast jeder Artikel fürs Ganze stehen kann.

Vie ist das Organ verschiedener Berufsverbände — vor allem von Architekten — sowie des „Oeuvre“. Im „Oeuvre“ (in der deutschen Schweiz: „Werkbund“) arbeiten Vertreter aus Kunst und Industrie zusammen, welche sich der „guten Qualität“ verschrieben haben — sei es dass sie selber Qualitätsarbeit leisten als Handwerker und Kunstgewerber, sei es dass sie als Unternehmer Qualitätsarbeit vergeben und verlangen.

Diese Verbände fordern nahrhafte Kost, und so ist Vie die eigentliche „Zeitschrift der Fachmänner“ geworden; der Bildhauer, der Archäologe, auch der Grossindustrielle fehlt nicht unter den Mitarbeitern.

Die geistige Richtung ist sehr klar: Befreiung des Künstlers von Geld, Geschäft, Politik, von der Masse der Kritiker und Kommissionen, deren Prestige nicht auf Fachkenntnis beruht. Dem Künstler sein Recht auf Poesie wiedergeben, ihn auch befreien von der übergrossen Spezialisierung, bis er wieder zum Schöpfer für die Gesellschaft wird, zum „homme universel“.

Aber das alles wird nicht abstrakt gepredigt, es ergibt kein „Gerede“ — ausser vielleicht bei J. J. Mennet und einigen andern — sondern es findet seinen selbst-verständlichen Ausdruck in überaus trockenen, überaus sachlich-kompetenten Aufsätzen über Theaterbeleuchtung, über Metallbrücken, über die Uhrmacherkunst und ihr Forschungsinstitut in Neuenburg. Wie klar und einfach lässt Jean Ellenberger seine Besprechung des romanischen Stils in dieses Lob der Qualitätsarbeit einmünden: „une géométrie impeccable, une mesure rigoureuse, une proportion exacte.“ Auch er glaubt, dass wir einer grossen Zeit entgegengehen; aber sein Glaube ist voll Bescheidenheit und daher voll Kraft: denn er ist Architekt, er weiss um die unermüdliche Kleinarbeit, die Treue in allen praktischen Details, mit welcher eine „neue Zeit“ erkaufte sein will — und er arbeitet an dieser neuen Zeit in einem winzig kleinen, aber ganz konkreten Gebiet.

Die Illustration des Heftes entspricht seinem Charakter: sie ist oft sehr reichlich, aber es wird kein Bild aufgenommen, das nicht dringend nötig wäre, um den Text zu erklären. Die graphische Aufmachung ist derjenigen von *Formes et Couleurs* entschieden unterlegen, etwas altmodisch, besonders in den Umschlägen. Andererseits wird dadurch der rein dokumentarische Charakter der Bebilderung unterstrichen: eine Apsis, ein Säulenkapitell wird gegeben, ein kleiner Ausschnitt aus einem Gemälde, nur gerade um der Sache willen.

Die Architektur spielt eine wichtige Rolle. Herrliche Land- und Ferienhäuser werden uns da skizziert, wobei besonders J. P. Vouga oft durch eine einfache Schraffierung Licht und Luft hervorzuzaubern weiss.

Wahrhaft begeistert waren wir von gewissen Artikeln über die Maltechnik der grossen Meister. Hier wird mit einer Sachkenntnis, mit einem weitverzweigten und feinverästelten Wissen, mit einer Liebe zum Material, zum Detail, zum „Bloss-technischen“ vorgegangen, welche die Ehrfurcht vor einem Dürer oder einem Rembrandt besser ausdrückt als die feierlichste Rede.

Ein Mitarbeiter von besonderem Können ist der Lausanner Komponist Henri Stierlin-Vallon. Er liest Partituren, wie wir Bücher ... und er verfügt über einen Reichtum der Kultur, der Tradition, über ein Register von grossen Namen und Werken der Vergangenheit, die er auf souveräne und doch immer notwendige Art miteinander in Beziehung bringt — nicht nur innerhalb der Musik, sondern auch in Dichtung und bildender Kunst. Ueber „Musik und Architektur“ liegt ein Artikel von ihm vor, der uns wirklich Wichtiges und Neues über gewisse, beiden Künsten gemeinsame Proportionsgesetze auszusagen scheint.

Wir haben sie nun der Reihe nach vorgestellt:

Les cahiers protestants, aufbauend auf einer starken Tradition, die typisch welsche Zeitschrift kirchlich eingestellter Philosophen.

Le mois suisse, der sich durch seine Wendung zum Staatlich-Sozialen einen Eigencharakter gesichert hat inmitten der übrigen, vorwiegend schönggeistigen Veröffentlichungen: die Zeitschrift der Achsenpolitik.

Formes et Couleurs, „das schöne Heft“, jede Nummer eine erstklassige graphische Leistung. Die Gefahr besteht hier darin, dass die Ausstattung Selbstzweck wird. Die drucktechnischen Mittel muten vorläufig noch „zu reich“ an für das, was die Zeitschrift zu sagen hat.

Suisse contemporaine, eine Art Cahiers protestants auf erweiterter Grundlage, die Zeitschrift der freien Denker.

Vie, das fachmännische „Organ der guten Arbeit“, an den Schluss gestellt, weil es uns unter den fünf Zeitschriften am liebsten ist. Hier steckt soviel Wissen wie in Suisse contemporaine, soviel Bildermaterial und Freude am Schönen wie in Formes et Couleurs — aber all dies an den Gegenstand geheftet, der gerade zu behandeln ist, ihn erleuchtend und erfüllend in einem bescheidenen Dienst an den Dingen.

Eidgenossenschaft im neuen Europa

J. J. Kindt-Kiefer, Eidgenossenschaft im neuen Europa.

Verlag Paul Haupt, Bern, 1941.

Durch den gegenwärtigen Krieg ist das europäische Gleichgewicht gestört und niemand vermag zur Zeit vorauszusagen, wie Europa nach dem Kriege aussehen wird. Diese Frage beschäftigt die Gemüter naturgemäss sehr und Dr. J. J. Kindt-Kiefer, der Verfasser des kürzlich erschienenen Buches „Ueber die Fundamentalstruktur des Staates“ setzt sich in einer soeben publizierten Broschüre mit dem Problem des künftigen Europa auseinander, wozu ihm als Modell die Eidgenossenschaft dient. „Die Schweiz und Europa...“, so schreibt der Verfasser, „haben eine unendlich wichtige Gemeinsamkeit: Dass sie alle auch nur denkbaren, soziologischen, geistigen und naturhaften Gegensätze umfassen. Europa und die Eidgenossenschaft sind aber auch radikal verschieden. Die Eidgenossenschaft trachtet ihre Verschiedenheit, ihre Mannigfaltigkeit, ihre Vielfalt stets zu erhalten. Dem Europäer scheint diese Mannigfaltigkeit stets ein Aergernis gewesen zu sein. Wenn das Aergernis am Vielfältigen von der Jugend Europas, einmal überwunden sein wird, wenn sie, mit anderen Worten, einmal das europäische soziale Ganze in ihren Blick gefasst und in ihren Willen genommen haben wird, so dürften auch in diesem Bezug die Eidgenossenschaft und Europa sich gegenseitig angeglichen haben.“ Europa betrachtet der Verfasser als Ganzheit, was soviel bedeutet, wie Einheit in der Vielfalt, wobei diese Begriffe als Gegensätze aufzufassen sind, die sich aber nicht vernichten dürfen, sondern sich gegenseitig vertragen müssen. Solche Gegensätze werden als polar zueinander bezeichnet. Eine zentralistische Organi-

sation Europa, welche auf dessen mannigfaltigen Bestandteile nicht gehörig Rücksicht nimmt, würde, der Terminologie des Verfassers folgend, zwar die Einheit, aber nicht die Ganzheit Europas darstellen. Einem Einheitsstaat fehlt aber die Gerechtigkeit, weil dort der natürlichen Ungleichheit der Bestandteile nicht gehörig Rechnung getragen wird. Kindt bezweckt mit seiner Schrift, unter Hinweis auf die Eidgenossenschaft als Europa im Kleinen als Wegweiser zu dienen, um zur Gestaltung der europäischen Ordnung, die Einheit und Vielfalt umfasst, zu gelangen. Im Einzelnen wird der Bauplan der Eidgenossenschaft anhand seiner typischen Merkmale analysiert, ausgehend vom demokratischen Baugedanken in der Eidgenossenschaft, welcher seine Ergänzung im republikanischen Baugedanken als Heilmittel der demokratischen Krankheiten finden muss. Auch die Demokratie bedarf der Regierung der Tüchtigen, der Kult der Zahl würde der Demokratie und der Republik zum Verhängnis, wenn die „blinden Zufälle“, als welche sich die Wahl — und Abstimmungsergebnisse meistens erweisen, nicht durch ein sehendes Auge einen positiven Sinn erhielten. Weitere Kapitel widmet der Verfasser dem Mittelstand als Eckstein im eidgenössischen Staatsbau, der Autonomie, dem Föderalismus als Bindemittel des eidgenössischen Staatsbaues, der Miteinanderrede als eidgenössische Verfahrensweise usw. Die Kapitel — Ueberschriften zeigen, dass Kindt die Eidgenossenschaft nicht vom politisch — geschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, den er für sich ablehnt, „denn“, um seinen eigenen Worten zu folgen, „es wird immer eine Geschichte sein, die der Gegenwart einen Zwang antut.“ Der Verfasser bezeichnet das eidgenössische Staatswesen als eine Anthropokratie, d. h. als die Herrschaft des Menschen. Weil der Mensch, in seiner schlichten Menschlichkeit, nicht auf irgend einen Ismus reduziert werden kann (da er der Inbegriff aller Ismen ist), wird sich auch ein Staatswesen, das den Menschen als Menschen (d. h. als gewissenhaftes Wesen) in das Zentrum seiner Staatskonstruktion stellt, nicht einer Herrschaft des Unverantwortlichen, Unpersönlichen unterwerfen. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der erste Teil der Broschüre über den Bauplan der Eidgenossenschaft in harmonischer Art staatsphilosophische Betrachtungsweise verknüpft mit einem offenen Blick für die konkreten Gegebenheiten der Schweiz. Dieser Abschnitt insbesondere hat einen praktischen Wert für Politiker durch die Klarstellung der Begriffe wie Zentralismus und Föderalismus, die im politischen Alltag oft zu Schlagwörtern herabsinken, ohne dass damit eine klare Vorstellung verbunden ist. Im zweiten Hauptteil über europäische oder eidgenössische Aussenpolitik geht der Verfasser davon aus, dass der Satz vom ewigen Kriege zu den sichersten Sätzen menschlicher Einsicht gehöre. Mit einleuchtender Begründung legt Kindt seine Auffassung über die Fragwürdigkeit des Begriffes „Europäisches Gleichgewicht“ dar. In seinen Augen ist die Geschichte Europas die Beschreibung einer vollkommen friedlosen Vergangenheit. Wie aus diesen kurzen Andeutungen ersichtlich ist, betrachtet der Verfasser die Vergangenheit kei-

neswegs als verlorenes Paradies, sondern hebt die Fragwürdigkeit überkommener Begriffe wie europäisches Gleichgewicht stark hervor. In seiner Kritik an der Jurisprudenz und Geschichte, bei ihren Versuchen, die Notlagen der Vergangenheit mit ihren Mitteln zu lösen, verlässt der Verfasser bisweilen den Boden objektiver Wissenschaft. Der zweite Teil der Abhandlung nimmt Stellung zur Frage, wie aus dem gegenwärtigen Krisenzustand herauszukommen sei. Kindt verschreibt sich nicht einem philosophischen System, sondern setzt, wie schon bemerkt, den Menschen in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Jeder Mensch kommt durch die Tatsache seiner Geburt in eine Notlage, welche sein ganzes Leben hindurch andauert. Teilweise sind dem Menschen die Mittel gegeben, von sich aus die Not zu überwinden, soweit er die Notlage aber nicht bemeistern kann, schliesst er sich mit Gleichsorgenden zusammen, um mit vereinten Kräften die Lösung der Notfragen an die Hand zu nehmen. Daraus entwickelt sich die Genossenschaft, wobei es Genossenschaften verschiedener Rangfolge gibt in der Meinung, dass die Genossenschaft der höheren Stufe niemals Aufgaben erledigt, die von der Genossenschaft der niederen Stufe erledigt werden können, was im staatlichen Aufbau der Schweiz (Bund, Kantone, Gemeinden) seine besondere Bedeutung hat. Unter Genossenschaft versteht dabei Kindt nicht etwa die konkrete Genossenschaftsform des schweiz. Obligationenrechtes, sondern die Gemeinschaft selbstverantwortlicher Menschen zur Ueberwindung gemeinsamer Notlagen. Es fällt nicht leicht die Arbeit Kindt's in eine Kategorie einzuteilen, er selbst lehnt wie gesagt den juristischen und historischen Gesichtspunkt ab, ebensowenig will er ein neues philosophisches System aufstellen. Letzten Endes wurzelt Kindt in der christlichen Weltanschauung, indem für ihn der gewissenhafte, gegenüber Gott verantwortliche Mensch zentrale Bedeutung für die Zukunft Europas hat. Unter christlicher Kirche versteht der Verfasser alle menschlichen Genossenschaften, die, gleich auf welche besondere Weise, die Flamme des Gewissens als ein ewiges Licht hüten. Das Schlusskapitel widmet Kindt dem Verhältnis von Kirche und Staat, welche im Gewissen eine gemeinsame Grenze haben. Wenn Beide ihre Grenzen bewachen und bewahren, ist „gute Nachbarschaft“ gesichert. Der reiche Inhalt der 125 Seiten starken Broschüre konnte nur in knappen Worten angedeutet werden. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das Werk klar geschrieben ist, sich einprägsamer Formulierungen bedient und sich nicht in abstrakten Begriffsbestimmungen verliert. Daher kann seine Lektüre nicht nur Akademikern empfohlen werden, sondern jedem, der zu einem selbständigen Urteil über die gegenwärtige Notlage Europas und über die Möglichkeiten deren Ueberwindung gelangen will.

Walter Schindler.

Hans Reinhart in seinem Werk

Im Anschluss an den 60. Geburtstag des Winterthurer Dichters Hans Reinhart haben sich eine Anzahl seiner Freunde zusammengefunden, um ihm eine Gabe darzubringen, wie das bei solchen Gelegenheiten, die zur Rückschau und zur Sichtung auffordern, bei bedeutenden Persönlichkeiten üblich ist. Das Auszeichnende und nicht immer in solchen Fällen Zutagetretende bei dieser Geburtstagsgabe (es handelt sich um den 18. August 1940; das Werk ist aber bedeutend später erschienen, eigentlich ein ganzes Halbjahr später) ist jedoch neben den vorzüglichen und vor allem dem nach innen Lauschenden offenbar werdenden Eigenschaften des dichterischen Werkes von Hans Reinhart das Erlebnis eines sich über vierzig Jahre erstreckenden zeitlichen Panoramas von bedeutenden und diese Zeit wesentlich bestimmenden Gestalten der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft und der Musik. Die Weltweite des Winterthurer Handelshauses, aus dem der Dichter hervorgegangen ist, hat sich in seinem Schaffen, seinen Deutungen und seinem Einsatz für Menschen, für die er ihn angebracht hielt, zu einer Weltweite der kulturellen Beziehungen vertieft. Diese Bildergalerie, die viele von den wesentlichen Gestalten und Werken der Zeit von 1900 bis 1940 umfasst und in der wir Namen wie Hermann Conradi, Francis Jammes, Walt Whitman, Max Dauthendey, Othmar Schoeck, Arnold Schönberg, Hans Sturzenegger, Friedrich Klose, Gustav Gamper, Alfred Mombert und viele andere weiterfinden, ist in leicht zugänglicher Gestalt in den von Hermann Draber herausgegebenen und mit einer verständnisvollen Einleitung versehenen „Würdigungen und Kritiken“ von Hans Reinhart enthalten. Diese Würdigungen und Kritiken erschienen in der schweizerischen, besonders in der Winterthurer Presse in den Jahren 1904 bis 1940; ihre Veranlassungen waren Gedenktage, Bucherscheinungen, Konzerte mit Uraufführungen und Ausstellungen. Mit feinem Geschick hat Hans Reinhart diese Menschen, zu denen auch Gestalten der Vergangenheit kommen wie Andersen, Weber und Humperdinck, gezeichnet, und die Wahlverwandtschaft zu diesen Menschen hat ihm oft wahrhaftig kongeniale Worte in die Feder fließen lassen. Am deutlichsten heben sich aus diesem grossen Kreise die beiden Freundesgestalten von Gustav Gamper und Albert Steffen ab, die übrigens selber in den andern Teilen der Publikation mit je einem Beitrag vertreten sind. Von beiden erhalten wir durch diese Würdigungen ein wenn nicht vollständiges, so doch recht reichhaltiges Bild ihres Schaffens.

Auf diese Weise ergibt sich uns aus diesem Teile des Buches „Hans Reinhart in seinem Werk“, der bescheiden mit „Der Journalist“ überschrieben ist, der gewinnende und fast ergreifende Eindruck, dass die Tätigkeit des Winterthurer Dichters in all den Jahren in hohem Masse eine dienende, eine helfende und fördernde Arbeit an den Kräften des Zeitalters war, die er für wichtig und für förderungswert hielt. Hans Reinhart — diese Ueberzeugung gewinnen wir aus diesen seinen Arbeiten — ist ein Mensch, der sich im Innersten bewusst ist,

dass geistige Arbeit nicht so sehr Arbeit für sich selber und für seine eigene Entwicklung ist; sondern das Schönste und Fruchtbare daraus wächst aus dem Dienen für andere, aus der Selbstlosigkeit. Selbstlosigkeit, ja, das ist es wohl, was wir über das Leben Hans Reinharts setzen dürfen als Motto und Ergebnis. Und dass sich diese Selbstlosigkeit schliesslich doch lohnen würde, dafür ist dieses Buch „Hans Reinhart in seinem Werk“ ein Beweis.

Denn in den übrigen Teilen des über 350 Quartseiten umfassenden Buches, das im Verlag Fretz & Wasmuth A.G., Zürich, erschienen ist, beschäftigt sich nicht Hans Reinhart mit seinen Freunden, sondern diese geben sich mit ihm ab: sie deuten ihn, sie legen die Linien in seinem Leben und Schaffen bloss, kurz: sie legen ein Freundeszeugnis für ihn ab. Diese Freunde sind ausser dem bereits genannten Hermann Draber ihrer Sechs: Julie Weidenmann behandelt die Lyrik, Gustav Gamper die Prosadichtungen, Ernst Uehli das dramatische Schaffen. Eine besondere Würdigung erfährt das dramatische Hauptwerk Hans Reinharts, der in den meisten grössern Städten der deutschen Schweiz aufgeführte Vierakter „Der Schatten“ mit einer psychoanalytischen Studie von Leo Kaplan „Der Mensch und sein Schatten“. Kaplan untersucht darin die seit Chamisso auf diese Weise formulierte Problematik des Doppelgängertums, wobei er sich der Erkenntnisse einer geläuterten, durchaus nicht abwegigen Psychoanalyse bedient. Felix Petyrek, der zahlreiche Werke von Hans Reinhart vertont hat, schreibt einige Seiten über „Gemeinsame musikdramatische Arbeit“ und findet in diesem Zeugnis einer sich über Jahrzehnte erstreckenden Zusammenarbeit die folgenden zutreffenden Freundesworte:

„Als Dichter ein treuer Hüter und Diener des Wortes, schritt Hans Reinhart seinen an Leid, Neid, Missachtung, ja selbst schmähhchster Verkennung wahrlich überreichen Weg, unbeirrt von Moden und Zeitströmungen, treu und aufrichtig zu seinen Freunden, denen er in uneigennütziger Weise Helfer und Förderer auf deren eigenen Lebens- und Schaffungspfad war und es auch bis heute geblieben ist, treu aber auch nicht zuletzt der künstlerischen Erkenntnis, zu der er sich in zäher und ehrlichster Arbeit durchgerungen“.

In einem letzten Beitrag zeichnet Albert Steffen das „geistige Bildnis“ des Winterthurer Dichters und versucht darin auf der Grundlage seiner anthroposophischen Weltanschauung, die auch weitgehend diejenige Reinharts selber ist (allerdings nicht ausschliesslich! So wie wir Hans Reinhart kennen und wie er auch aus diesem Buch der Freunde hervorgeht, hält er sich allen geistigen Strömungen unserer Zeit, zu denen er sich irgendwie hingezogen fühlt, offen und nimmt Anteil an ihnen), die karmische Beziehung zwischen dem dänischen Dichter Hans Christian Andersen, dem grossen und wegleitenden Vorbild, Reinhart und diesem selber herzustellen. — Aus den ausgewählten Aphorismen von Reinhart aus den Jahren 1900 bis 1908 steigt vor allem die Gestalt Richard Wagners auf als eine derjenigen, die die frühe Entwicklung des Winter-

thurers zusammen mit Andersen, Nietzsche, Rudolf Steiner und andern „Sternen der Frühe“ mitbestimmt haben. So erkennen wir aus diesem Buch „Hans Reinhart in seinem Werk“, aus dem neben vielen andern Einzelheiten noch kurz auf seine verdienstvollen Uebertragungen von Opern- und Oratorientexten, sowie überhaupt auf seine nachschaffende Tätigkeit aus fremden Sprachen und Kulturen und nicht zuletzt auf die von Julie Weidenmann ausgezeichnet ausgewählten Proben aus Reinharts reichem, von der Musik ausgehenden lyrischen Schaffen zu verweisen wäre, den ganzen Reichtum der Beziehungen, der Wirkungen von lebensgestaltenden Kräften, die im geistigen Leben wirken und immer mehr wirken sollten.

Eugen Teucher

Berichtigung: In dem im Juliheft erschienenen Gedicht von Siegfried Lang: „Entfaltung“ bitten wir zu lesen:

Vers 2 5. Zeile: verschwendrisch statt verschwenderisch, 6. Zeile: umschossen statt umschliessen, Vers 3 2. Zeile: gesogen statt gezogen.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr,
zuzüglich Fr. 1.— Porto.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland
